

»Wir werden alle getötet, wir müssen fliehen«

SPIEGEL-Redakteurin Ariane Barth über eine kambodschanische Familie (II)

Von Ariane Barth

23.03.1980, 13.00 Uhr • aus DER SPIEGEL 13/1980



SPIEGEL bei Google bevorzugen

Dieser Beitrag stammt aus dem SPIEGEL-Archiv. [Warum ist das wichtig?](#)

Die ersten Tage nach der Vertreibung aus Pnom Penh waren heiter wie eine Landpartie. Der Garten rund um das winzige Wochenendhaus von Keat Sukun war voller Freunde. Man baute Laubhütten, am offenen Feuer wurden Festessen gekocht, schließlich war Kriegsende zu feiern.

Lebensmittel gab es in Kien Svay, einem Örtchen am Mekong-Fluß, zu normalen Preisen -- aber nicht lang. In vier Tagen stieg der Preis für ein Kilo Reis von 100 Riel auf 10 000 Riel, dann in zwei Tagen auf 20 000 Riel, und dann wurde das Geld abgeschafft. Die Scheine sollten abgegeben werden. Sukun machte sich wenigstens die Freude, sein Geld, bis auf 300 US-Dollar, zu verbrennen: »Ich sah in die Flammen und dachte, nun endet die Freiheit zu wählen.«

Das Ende der Geldwirtschaft traf manche schwer: Einige Leute rannten mit stierem Blick im Garten umher, andere saßen fassungslos da, erwachsene Männer schluchzten stundenlang, einige erwogen, sich umzubringen. Aber man konnte auch ohne Geld leben. Finanzdirektor Sukun arbeitete als Fischer und tauschte ein Kilo Fisch gegen ein halbes Kilo Reis.

Mit der Abschaffung des Geldes begann der gigantische Menschenversuch, Klassenunterschiede aufzuheben und ein ganzes Volk zu egalisieren -- ein Experiment, an dem teilzunehmen allerdings nicht alle für wert gehalten wurden.

Alle Soldaten Lon Nols wurden auf Anschlägen aufgerufen, sich zu melden. Es hieß, sie dürften nach Pnom Penh zurück, um die zerstörte Stadt wieder aufzubauen. Sukuns jüngerem Bruder Suntory, einem Zwei-Streifen-Offizier, war das nicht geheuer. Es erschien ihm sicherer, sich nach Thailand durchzuschlagen. Er wurde von einer Streife der Roten Khmer aufgegriffen und erschossen.

Wäre er dem Aufruf gefolgt, so hätte man ihn vermutlich auch erschossen. Hingerichtet zu jener Zeit wurden auch der S.157 Ein - Streifen - Offizier Poun, 30, ein Schwager von Sukun, und der Zwei-Streifen-Offizier Lim, 36, ein Schwager von Yokhan. Wenn Sukun im Mekong fischte, sah er tagaus, tagein Leichen flußabwärts treiben.

Hou Youn, Roter-Khmer-Ideologe der ersten Stunde und eine Berühmtheit im Land -- er war die Hoffnung von Sukun und seiner Frau Yokhan. Deshalb suchten sie Schutz im Mutterhaus von Hou Youn. Ein Fischerboot brachte sie und ihr Baby nachts den Mekong-Fluß aufwärts, vorbei an Pnom Penh nach Kampong Tscham. Dort traf wenig später Hou Youns Ehefrau Leang ein. Sie kam ihre Tochter Kosom abholen, die sie zurückgelassen hatte, als sie mit ihrem Mann ins Maquis gegangen war.

Leang berichtete, Hou Youn habe Schwierigkeiten wegen seines Protests gegen die Evakuierung von Pnom Penh. Aber man hoffe, die Richtungskämpfe in der politischen Führung würden bald beigelegt. Yokhan: »Meine Schwester hatte

große soziale Ideen, und mein Schwager war ein Idealist, marxistischer als Marx, doch für die Realität ging ihm der Sinn ab.«

Bevor Leang mit ihrer Tochter abreiste -- in den Tod --, gab sie allen den Rat, sie sollten die Haare schneiden lassen und die schwarze Kleidung der Landarbeiter anziehen. Ihr Rat war sinnreich: Schwarz, wie die Keat ihre Sachen färbten, sollte bald jeder tragen.

Yokhans Cousins und Cousinen, die Geschwister Sauv, suchten Zuflucht bei ihrem ältesten Bruder Menghong, der in dem bereits 1970 von den Roten Khmer eroberten Dorf Tanuong bei Kampong Tscham lebte. Die Menschen in solchen Gebieten waren nun privilegiert, sie wurden die alte Bevölkerung genannt im Gegensatz zu den Vertriebenen der Städte, die neue Bevölkerung hießen oder auch 17er nach dem Tag, an dem Pnom Penh gefallen war.

Zwischen neuer und alter Bevölkerung hatte ein Statusunterschied zu herrschen, so verlangte die rote Gerechtigkeit. Die 17er sollten die harte Kriegszeit, während der die alte Bevölkerung unter Entbehrungen die Rote-Khmer-Soldaten ernährt hatte, nachholen, bis das Maß an Not ausgeglichen war. Um zu essen, sollten die Städter neues Land gewinnen: aus Bombenkratern, aus Trockengebieten, aus Urwald.

Menghong, ein Arzt, der nach der Rote-Khmer-Ideologie auch als Bauer arbeitete, half seinen Geschwistern, er nahm sie auf, er gab ihnen satt zu essen. Er, der die Roten Khmer und ihre sozialen Ideen schätzen gelernt hatte, glaubte an eine Pflicht zur politischen Solidarität und zur Wahrhaftigkeit. So meldete er seine beiden jüngeren Brüder Samhong, einen Unterleutnant, und Samhuot, einen Bankangestellten, zur Umerziehung.

Der Banker Samhuot kehrte nach einem Monat Reduktion wieder zurück. Nicht jedoch der Soldat Samhong, er kam ins Gefängnis. Wie zwei geflüchtete Insassen später berichteten, wurde Samhong, 29, nach zweijähriger Gefangenschaft liquidiert. Menghong wurde gemütskrank.

Trotz seines Protestes mußte selbst seine alte Mutter auf Geheiß von Angkar (Khmer: die Organisation) in den Dschungel. Zwischen Kampong Thom und Kampong Tscham, dort, wo nur wilde Tiere waren und zwei Tiger ihr Revier hatten, sollten die Sauv mit 2000 anderen ein neues Dorf gründen. Es wurde Tschivak Pheap, das Leben, genannt und als Kooperative mit Gemeinschaftshäusern erbaut. Die Häuser allerdings waren nur Dächer, Wände S.158 gab es nicht. Sithan, eine Abiturientin und als Jüngste die Verwöhnteste der wohlhabenden Sauv-Familie, hatte mit rund hundert jungen Mädchen, ihr Bruder Samhuot mit rund hundert jungen Männern unter einem Dach auf der Erde zu schlafen.

Um 4.00 Uhr morgens läutete die Glocke. Es gab nur Wasser zu trinken, denn das Frühstück war als Ausdruck bourgeoisen Überflusses abgeschafft worden. Dann zog die mobile Einsatzbrigade, der die Geschwister zugeteilt waren, zur Feldarbeit. Um 11.00 Uhr endlich wurde das erste Essen ausgeteilt: Reissuppe aus eineinhalb Kilo für hundert Personen. Abends um 6.00 Uhr war die Suppe ein wenig angereichert durch Gemüse.

Im ersten Jahr gab es kein Fleisch, keinen Fisch und keine Früchte zu essen. Sithan: »Wir sahen keine Bananen, wir sahen nur Bananenbäume, die wir pflanzen mußten, die konnten wir nicht mehr sehen und sahen sie noch im Traum.«

Weil die Mutter Simheng alt, ihre Tochter Phanary schwächlich und ihre Schwiegertochter Pha, Ehefrau des Gefangenen Samhong, Mutter eines Kleinkindes war, wurden sie vom Arbeitsdienst befreit. Die Frauen durften in einer kleinen Hütte für sich wohnen und hatten drumherum Mais, Lauch, Kartoffeln, Papaya und Zuckerrohr anzubauen. Alles Gemüse mußte der Kooperative abgegeben werden.

Phanary: »Ich wurde zur Diebin im eigenen Garten. Alles schlang ich roh hinunter. Nur manchmal hatte ich den Mut, heimlich Kartoffeln in der Erde zu backen.«

Kochen war verboten, alle mußten im Gemeinschaftshaus essen. Auch der Besitz von Töpfen war verboten. Zwar gab es in der Hütte zwei Töpfe, aber sie zu benutzen war gefährlich. Selbst der Besitz eines Löffels machte verdächtig. Phanary: »Es hieß, wer einen Löffel hat, der ißt auch, wer aber ißt, der ist ein Volksfeind.« Die offizielle Propaganda lautete im Prinzip ähnlich: »Arbeite hart und versuche, bei einem Minimum an Investitionen ein Maximum an Ergebnissen zu erzielen.«

Die Mutter hielt das harte Leben nicht lange durch. Bald lag sie, nur noch Haut und Knochen, danieder. Ihr Enkelsohn Reneth wuchs kaum und hatte ein Gesicht wie durchsichtig und vergreist.

Samhuot wurde für vier Monate zum Hacken eingesetzt. Für die Schwerarbeit wurde die Reissuppe dicker: ein Kilo für 50 Personen. Manche fielen auf dem Feld tot um. Samhuot, der auch umfiel, bekam vom Brigadeleiter eine Ruhepause von zwei Wochen zugebilligt. Weil es im Gemeinschaftshaus einen Aufruhr des Neides gab, wurde er ins Krankenhaus geschickt. Dort lag er mit 20 jungen Männern in einem Saal. 18 starben.

In dem Dorf Sambour Meas, in der Nähe von Kampong Tscham, brachte Yokhan am 16. November 1975 ihren zweiten Sohn Kiriya zur Welt. Bei der Entbindung half ihr eine Medizinstudentin. Sie wurde, weil sie eine Intellektuelle war und das auch nicht verbarg, als Verräterin des Volkes getötet -- so erfuhren die Keat ein Jahr später von den Eltern des jungen Mädchens.

Sukun war in dem Dorf auf Anweisung der Kommandantur beschäftigt, alle feudalistischen Häuser abzureißen, damit aus dem Material Gemeinschaftshäuser gebaut werden konnten. Anfang 1976 wurde er zum Kanalbau abkommandiert, einer von 50 000, die an einem gigantischen Bewässerungsprojekt in der Provinz Kampong Tscham zu arbeiten hatten.

Als Tagwerk war ihm vorgeschrieben, sieben Meter eines Walles aufzuschütten, der eine Basis von einem Meter und eine Höhe von 80 Zentimetern hatte. Die Zwangsarbeit war schwer, und das Essen war schlecht. In der Propaganda hieß es, eine Bewegung zum Bau von Bewässerungsanlagen breite sich »in einer Atmosphäre der Freude und der Begeisterung aus. Nur die älteren Leute und die Schwestern mit Kleinkindern bleiben zu Hause«. S.159

Die Kleinkinder Kiriya und Karuna wurden krank. Medikamente, die knapp waren, gab es nur für die alte Bevölkerung. Als Sukun diese Nachricht durch einen Boten erhielt (Postverkehr existierte nicht mehr), ersuchte er um eine Genehmigung, für einige Tage zu seiner Familie gehen zu dürfen. Sein Antrag wurde abgelehnt. Sukun: »Verzweifelt fragte ich, ob ich wegdürfe, wenn ich an einem Tag 14 Meter Wall schaufeln würde. Der Sektionsleiter lachte und sagte, wenn du das kannst ...« Er konnte. So wurde er wider Willen zum Normbrecher.

»Die große, vereinte und revolutionäre Massenbewegung« war die neue Religion. Die alte Religion aber, die den Urgrund für Besitzlosigkeit und Gemeinschaftlichkeit abgegeben und auch Pol Pot, zwei Jahre lang Mönch, geprägt hatte, wurde getilgt. Buddhas Abbilder mußten zerschlagen werden. »Pol Pot wurde unser grausamer Schicksalsgott. Wir sahen ihn nicht, aber in der Umgangssprache war er allgegenwärtig«, berichtet Sukun. »Wir sagten, wenn uns Unrecht geschah, Pol Pot hat das so bestimmt, Pol Pot hat uns dieses verboten, Pol Pot hat uns jenes genommen.«

Men Virak hatte sein Safrangewand auszuziehen und schwarze Kleidung zu tragen, doch blieb er im Geiste ein Mönch -- bis zu einem Tag im April 1976. Mittags wurde er überraschend vom Feld geholt, und er erfuhr, er werde heute heiraten. Vergebens widersprach er, doch ihm wurde als Braut Sauv Sithan zugewiesen, die er nur vom Sehen kannte. Während Virak verzweifelt war, nahm Sithan die Angelegenheit völlig gleichgültig hin: »Ich dachte nur eins, auf der Hochzeit wird es bestimmt Reis geben, endlich, endlich werde ich genug essen können.«

Schmutzig wie sie vom Feld waren, traten sie zu einer Massenzeremonie an. Einige der zwanzig Paare wurden noch Minuten vor der Hochzeit nach Willkür des Dorf-Leiters umarrangiert. Dann gab es Reis satt. Die Eheleute hatten sich zur Zeugung zu treffen, zusammenleben durften sie nicht.

Es war System, traditionelle Familienstrukturen zu zerschlagen. Die verwandte Familie Than zum Beispiel wurde im Umkreis von Battambang aufgeteilt und durfte sich höchstens alle drei Monate einen Tag lang treffen. Der Schuljunge Vuthy, der statt zur Schule auf das Feld mußte, lebte mit 60 Gleichaltrigen zusammen. Seine kleine Schwester Nou-Nita wohnte in einem Kinderhaus und mußte bereits im Alter von fünf Jahren leichte Landarbeit tun. Der Vater Nu hatte Wald zu roden, die Mutter Dinn anderswo in einem Dorf Reismehl herzustellen, von dem sie nicht nehmen durfte. Die Großeltern Lys und Ly, die vor ihrer Evakuierung unternehmungsfreudig gewesen waren, dümmerten in Alten-Häusern S.161 dahin. Es gab für alle nur kärgliche Gemeinschaftsverpflegung.

Vor Unterernährung litt Vuthy an Schwindel. »Mehrfach passierte mir, daß ich einfach umfiel, wenn mich der Wind in einer Bö anlief. Nach dem Essen aufzustehen war mit der Angst verbunden, ohnmächtig zu werden. Durch den

Hunger vergingen Hemmungen. Die Leute schnitten Kühen Ohren und Schwänze ab. Ich hielt mich lieber an Frösche. Wenn ich eine Ratte erwischte, freute ich mich. Ein Wunder, daß ich nicht die Pest kriegte. Die Ratten aß ich roh, denn sie zu kochen wagte ich nicht.«

In Paris sah Vetter Boral den kambodschanischen Agitationsfilm »Das bessere Volk": jubelndes Volk beim Einzug der Roten Khmer in Pnom Penh; freudig fleißiges Volk bei der Arbeit an den Bewässerungsprojekten; tüchtiges Volk bei der Fertigung von Töpfen aus Panzern. Boral: »Ich war beeindruckt und froh, wie gut es Kambodscha doch ging.« Nach dem Land, das ihm durch den Film wieder ganz nahe gekommen war, bekam er Heimweh. Am 25. Mai 1976 flog er mit einer Gruppe von 50 kambodschanischen Intellektuellen über Peking nach Pnom Penh.

»Seltsam, der Flughafen war sehr ruhig. Überall rote Fahnen. In Zelten lebten chinesische Spezialisten. Auf den Straßen fuhr wenig Autos, darin: chinesische Spezialisten. Wenig Menschen in Schwarz waren zu sehen. Welch eine Geisterstadt war Pnom Penh geworden. Wie lebendig, wie reich und schön war diese Stadt gewesen, als ich sie 1968 zuletzt gesehen hatte.«

Die jungen Leute wurden im Viertel Beng Trabek einquartiert, dort, wo einst die Wohlhabenden gewohnt hatten. Sie mußten die Ziergärten in Äcker verwandeln und Bananen, Papaya, Kartoffeln und Gemüse für das Außenministerium pflanzen.

Es kamen immer mehr Auslandsstudenten an. Schließlich waren 300 beieinander, die in eine Landkommune des Ministeriums verschickt wurden. Boral: »Dort gab es zum erstenmal satt zu essen. Ich freute mich so, daß mir Tränen kamen.« Jeden Tag mußten zwölf Stunden Feldarbeit geleistet werden, das Wochenende war wie das Frühstück abgeschafft. Und jeden Tag war in Gruppen zu dritt Selbstkritik zu üben. Einmal in der Woche wurde Selbstkritik zu zehnt mit dem Gruppenleiter gehalten.

Schulung steuerte das soziale Kontrollsystem. »Über Radio hörten wir ständig Pol Pots Propaganda, und es geschah etwas Merkwürdiges, wir glaubten daran«, berichtet Boral: »Wir glaubten an die klassenlose Gesellschaft, in der es keine Reichen, keine Armen und kein Geld gab. Wir, die wir studiert hatten, wollten Bauern sein und trugen deren schwarze Kleidung mit Stolz. Wir glaubten an die geistige Erneuerung durch körperliche Arbeit. Ich habe es sogar aufgeschrieben: Schwerarbeit ist die beste Erziehung.

»Ich wollte der neue Mensch werden, und durch das harte Leben wurde ich, der ich in Deutschland und Frankreich oft kränklich gewesen war, gesund. Wir hatten ja, wenn auch nur zweimal am Tag, fast genug zu essen. Reissuppe mit Bananen und Kartoffeln darin wird etwas Köstliches, wenn man hungrig ist. Und Wasser schmeckt süß, wenn man durstig ist. Ich war seltsam optimistisch.«

Leute, die diesen Optimismus nicht teilten, wurden abgeholt; ebenso Leute, die besonders tüchtig waren. »Wir dachten«, so Boral, »die einen kämen in ein Schulungslager und die anderen würden mit besonderen Tätigkeiten betraut. S.162 Daß fast alle als angebliche Agenten der CIA oder des KGB hingerichtet wurden, habe ich erst viel später erfahren, als die Vietnamesen das Land besetzt hatten. Hätte man uns damals etwas von Massakern erzählt, wir hätten das nicht geglaubt, hätten das für volksfeindliche Propaganda gehalten. Wir sahen nur eins: Die, die abgeholt wurden, bekamen Hähnchen und Schweinefleisch zu essen. Jedesmal war ich enttäuscht, daß ich nicht mitkam.«

Im Lager der Kanalarbeiter erlebte Sukun, wie ein junger Mann, der Medizin bis zum dritten Semester studiert hatte, verschwand: »Er wurde nach dem Mittagessen aufgefordert, sitzen zu bleiben. Als wir abends zurückkamen, war er nicht mehr da. Wir fragten, wo er sei. Uns wurde gesagt, wir hätten kein Recht zu fragen, wir sollten wieder gehen, anstatt uns durch solche Fragerei verdächtig zu machen. Später sah ich einen Soldaten die Schuhe meines Freundes tragen.«

Am Berg Takot, wo Sukun anschließend an einem Staudamm zu bauen hatte, zeigte sich der Mord in Metern: »Oft sahen wir, wenn wir zur Arbeit gingen, wie Soldaten Schnur abmaßen. Wir begriffen bald, daß die Anzahl der abgemessenen Stricke der Anzahl derer entsprach, die von uns verschwanden. Wir wurden immer weniger. Von den 30 Männern, mit denen ich zusammen wohnte, waren schließlich nur sieben übrig. Warum ich darunter war, weiß ich nicht genau.

Es war Glück, aber vielleicht nicht nur Glück. Ich versuchte, das System zu verstehen, um mich vor ihm zu schützen. Die Leute, die verschwunden waren, hatten gemeinsam, daß sie kritische Intellektuelle waren und daß man ihnen ihre Zugehörigkeit zur Klasse des Bildungsbürgertums anmerkte. Also stellte ich mich dumm. Wann immer ich lesen oder schreiben sollte, schüttelte ich stumm den Kopf. Ich redete überhaupt sehr wenig. Mein Prinzip war, nicht aufzufallen, sinnlosen Anweisungen der Aufseher wortlos zu folgen und eisern Arbeitsdisziplin zu üben. Ich zwang mich zur Arbeit, auch wenn ich nicht mehr konnte, ich trieb mich selbst dann an, wenn ich krank war.«

Er erhob auch keinen Einspruch, als er während eines Heimaufenthalts bei seiner Familie in Sambour Meas zu einem Menschenversuch eingesetzt wurde. Ein seltsames Gerät sollte erprobt werden: eine Holzmaschine zum Wasserpumpen, die mit den Füßen anzutreiben war. Er trat von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends bei einer Essensration von vier Maiskolben. Er trat, obwohl seine Füße bald aufgescheuert waren, er trat sich Wunden bis auf die Knochen.

Im Krankenhaus, wohin er gebracht wurde, waren die Kranken stets hungrig. Sukun: »Der Junge, der neben mir lag, bekam von seiner Mutter ein Ei mitgebracht. Das muß jemand beobachtet S.164 und gemeldet haben, denn es kamen Soldaten und fragten die Frau, woher sie das Ei habe. Sie sagte, von den Hühnern der Kooperative. Die Frau wurde eine Verbrecherin an der Volksgemeinschaft genannt und abgeführt. Es ist nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß sie wegen eines einzigen Eies hingerichtet wurde.«

Sukun zog sofort seine Konsequenzen. Er erklärte sich für gesund und bat um seine Entlassung. Als er zu Yokhan kam, war sie, die als Zwangsarbeit Lauchgemüse schneiden mußte, gerade beschäftigt, aus einem gestohlenen Bündel Suppe für ihn zu bereiten.

Die Absurdität, daß ein Ei oder etwas Lauch das Leben gefährden konnte, entsprach durchaus der eigenartigen Logik des Systems. Besitzgleichheit war nur herzustellen, wenn die Korruption, unter der Kambodscha so lange geächzt hatte, ausgerottet wurde, und das bedeutete eben, bei einem Ei anzufangen. Die Propaganda triumphierte: »Soziale Gebrechen, verkommene Kultur, Diebstahl, Raub, Kriminalität und andere dekadente Erscheinungsformen des Imperialismus, Kolonialismus und anderer Ausbeutung sind im großen und ganzen abgeschafft worden.«

Parteiführern der Dörfer war es leicht, sich auszunehmen. Das revolutionäre System verschmähte Bürokratie, folglich gab es kaum Kontrolle der Kontrolleure. An einen verlor Sukun seinen Radiokassettenrecorder, der verbotener Besitz war. Angkar-Leute hatten Autos, mindestens aber Fahrräder. Und sie hatten genug zu essen.

Es lag am Charakter der Angkar-Leute, ob sie ihre Machtfülle zum Guten nutzten oder ob sie Menschen quälten. Das System allerdings förderte, indem es viel Arbeit bei wenig Essen pries, einen schinderischen Ehrgeiz der Dorfführer.

So war es in der Kommune Bak Tschintschean, vier Tage Fußmarsch von Pursat entfernt: Dorthin waren Eltern und Geschwister von Sukun geraten. Durch harte Arbeit und spärliche Kost wurde die Schwester Siphon so schwach, daß sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Sie sollte ins Krankenhaus transportiert werden, der Kollektivleiter jedoch verweigerte die Genehmigung. Das Mädchen wurde beschuldigt, zu simulieren und bekam zur Erziehung nichts zu essen. Einen Tag später legte sich Siphon, 22, an den Straßenrand und starb. So geschehen Ende 1976.

Die Eltern, die in einem anderen Ortsteil lebten, wurden erst drei Tage später benachrichtigt. Der Vater sprach kaum noch ein Wort. Pang, 59, starb einen Monat nach seiner Tochter an Unterernährung.

Wenig später bekamen die ausgehungerten Keat-Kinder Fieber. Der Junge Pou, 14, und das Mädchen Mom, 10, starben in einer Nacht. Kaum fieberfrei, mußte die Schwester wieder aufs Feld: Srey, 13, war so entkräftet, daß sie einen Durchfall nicht überlebte.

Ihr Bruder Pros kam mit Beriberi ins Krankenhaus, wo es wenig zu essen gab. Um sich Kartoffeln zu verdienen, schleppte das Kind Wassereimer für die Köche. Dabei überanstrengte sich Pros, 9, und starb. Nachdem sie ihren Mann verloren und den Tod von fünf Kindern ertragen hatte, starb die Mutter Siphon, 49, an Unterernährung. So geschehen Ende 1977.

In jener Zeit exportierte Kambodscha 150 000 Tonnen Reis, »zum Wohle des Volkes«, wie es in der Propaganda hieß. In jener Zeit starb Yokhans Vater Kou, 65, Hungers. Und es verhungerte die Mutter der Geschwister Sauv, Simheng,

65, sowie ihr Enkel Reneth, 3. Und es verhungerten Vuthys Großeltern Lys, 68, und Ly, 72, die mit einer in der Familie üblichen Lebenserwartung von über 80 Jahren hätten rechnen können. Und es verhungerte Im, 52, die Mutter von Boral.

Zur Zeit des großen Hungers wurde in Pursat, wo er im Krankenhaus hatte zurückbleiben müssen, als die Keat weiter aufs Land wandern mußten, Sakuns Onkel Sovannareth, 58, umgebracht, weil er ein Prinz, dazu ein Parlamentarier und außerdem ein arm- und beinloser Krüppel war. Ein Grund allein hätte den Häschern genügt. Wie Sovannareth wurde auch seine gelähmte Frau Siphon, 57, liquidiert.

Die Zeit des großen Hungers war zugleich die Zeit der Angst. Yokhan verbrannte aus Furcht vor Verfolgung die 300 Dollar aus kapitalistischer Vergangenheit. Sukun verbrannte aus Furcht vor Verfolgung sein einziges Buch, eine Lenin-Biographie in französisch, der Sprache kolonialistischer Vergangenheit. Er besaß nur noch einen Bleistiftstummel und einen veralteten Taschenkalender, worin er in Miniaturschrift die wichtigsten Ereignisse aufzeichnete, wenn er unbeobachtet war.

Die Zeit des großen Hungers war zugleich die Zeit der Euthanasie. Im Grunde war Yokhans Bruder Sun gesund. Der junge Mann litt nur an Hämorrhoiden, gegen die Medikamente nicht halfen. Durch die schwere körperliche Arbeit verschlimmerte sich das Leiden. Weil ihm klar war, daß, wer nicht arbeiten konnte, seine Überlebenschance minderte, bestand Sun im Krankenhaus immer wieder auf einer Operation, die jedoch die Ärzte nicht für sinnvoll hielten. Zunächst wurde er als unerwünschter Patient weggeschickt, dann als Querulant des Krankenhauses verwiesen. Schließlich wurde ihm eine psychische Krankheit attestiert. Als Schädling im Volk wurde Sun, 22, ausgemerzt.

Die Zeit des großen Hungers war zugleich die Zeit der politischen Säuberungen. Im neuen Kambodscha sollten nur noch Leute essen, die keine politischen Makel durch Arbeit für Lon Nol hatten. So kam es, daß Vuthys Vater abgeholt wurde. Zunächst glaubte die Familie nichts Schlimmes, denn Than Nu hatte ja als Zollbeamter zur Zeit Lon Nols dafür gesorgt, daß illegale Nahrungstransporte zu den Roten Khmer kamen. Aber das zählte nun nicht mehr, es zählte allein seine frühere Funktion. Als Träger kollektiver Schuld wurde Than Nu, 57, hingerichtet. Ihm wurde der Kopf mit einer Axt gespalten. Zur Zeit des großen Hungers mußte an allem gespart werden, und S.165 ein Schlag mit der Axt war die sparsamste Art einer Exekution.

Auch Sukuns Bruder Huon, 32, wurde abgeführt. Er war bis 1972 ein Soldat Lon Nols gewesen und dann zu den Roten Khmer ins Maquis gegangen. Aber das zählte nun nicht mehr, es zählte allein seine militärische Vergangenheit von zwei Jahren. Mit Huon verschwand seine ganze Familie: seine Ehefrau Ny, 30, sein Sohn Thy, 6, seine Tochter Rath, 5, sein Sohn Pou, 3, seine Tochter Dou, 2, sein Sohn Nga, 6 Monate. Sukun: »So sehr ich auch suchte, ich fand von niemandem mehr ein Lebenszeichen. Alle Spuren dieser Familie endeten 1977.«

In jenem Jahr fraß Pol Pots radikale Revolution ihre eigenen Kinder. Sukun: »Es ging das Gerücht, daß Hou Youn tot sei. Daß es stimmte, erfuhren wir erst, als die Vietnamesen da waren, aus den Radionachrichten.« Hou Youn, 50, war Gefangener des Systems geworden, das er mit ersonnen hatte. In der Haft schnitt er sich mit einem abgebrochenen Löffel die Pulsadern auf. Als er tot war, wurde die ganze Familie Hou Youns ermordet; seine Frau Leang, 40, sein Sohn Ratha, 17, seine Tochter Krasna, 16, und seine Tochter Kosom, 13. Die älteste Tochter Chanmoni, 18, die Näherin in Pnom Penh war, wurde erst einige Monate später aufgespürt. Ein Mädchen, das mit ihr in einem Zimmer wohnte, berichtete, die Freundin hätte noch ihre Sachen zusammenpacken wollen, aber die Soldaten hätten gesagt: »Du brauchst nichts, du gehst jetzt zu deinem Vater.« Chanmoni habe gewußt, daß ihr Vater tot war, und entsetzlich geweint, als sie ging.

Zur Hinrichtung ging Yokhans älterer Bruder Chreang, 42, ein Lehrer, der Mitarbeiter Hou Youns war. Mit ihm starb seine ganze Familie: seine Frau Saly, 32, ihre zwei Söhne Da, 13, und Pou, 12, ihre Tochter Khema, 9, und ihr Sohn Chiwan, 8.

Die Methode, ganze Familien auszurotten, mag ihren geistigen Ursprung in der Angst vor archaischer Blutrache haben, die in den Bergen noch üblich war. Von dort stammen viele der Roten Khmer. Aus unbedarften Jungen, die nichts weiter als die Jagd auf wilde Tiere gelernt haben, wurden Schergen, die fähig waren, Kindern die Köpfe zu zerschlagen. Sie zu züchten, verstand ein System, dessen Führer Pol Pot propagandistisch zu predigen pflegte, wie gut der Mensch von Natur aus sei und wie verdorben er durch die Umwelt werden könnte. Die Keat deuten die Grausamkeit der Roten

Khmer als eine politische Form der Blutrache, die von den Söhnen der Armen, die arm durch die Jahrhunderte waren, mit einer tiefgründigen Befriedigung an den Familien der Bessergestellten geübt wurde.

Zum Beispiel an Chantha, 13, hingerichtet wegen »feudalistischen Benehmens«, so war in einer Liste verzeichnet. S.168 Mitgefangene berichteten Yokhan vom Schicksal ihrer Nichte. Die Offizierstochter war als 11jährige am Tag der Eroberung von Pnom Penh ins Gefängnis gesperrt worden. Sie blieb dort, nachdem ihr Vater hingerichtet worden war, zwei Jahre. Chantha erregte durch ihre Anmut das Interesse der Wachsoldaten. Einer forderte sie auf, ihm ihr Tuch zu geben. Solch ein Tuch, das nach Khmer-Sitte als Handtuch, Kopftuch, Tragetuch und vielem anderen mehr verwendet wird, pflegten die Roten Khmer auch als Fesseln für Gefangene zu benutzen. Chantha weigerte sich, das Tuch, in das sie gewickelt war, herzugeben. Das war jenes »feudalistische Benehmen«.

Ende 1977 hatte die Vergangenheitsbewältigung durch Mord ein Ende. In einem Zirkular wurde eine Amnestie verkündet. Die Getöteten werden sollten, waren ja schon tot. Die Menschen gingen dem Klassenkampf aus.

Boral, Arbeiterkind und Zögling von Pol Pots einstiger Schule, hatte einen Lebenslauf ohne feudalistische Makel. Als er endlich abgeholt wurde, 1978, brachte man ihn mit 50 anderen ins Außenministerium. Es erschien Ieng Sary, der Minister persönlich, um die jungen Leute drei Tage lang zu schulen. 30 erhielten eine Stellung im Ministerium, Boral jedoch wurde wieder auf den Stadt-Acker des Außenministeriums geschickt.

Nun gab es einigermaßen gut zu essen und alle zehn Tage einen freien Tag für Schulung. Die politische Propaganda wechselte den Feind, der lange in der Maske von CIA- und KGB-Agenten im Inneren aufgebaut worden war. Der Feind drohte nun von außen und hatte das Gesicht der Vietnamesen.

Im Herbst 1978 sah Sukuns 10 Jahre alter Bruder On, der als Hirtenjunge bei Bak Tschintschean auf dem Feld war, wie Soldaten Tausende von Menschen zusammentrieben. Dann schossen sie mit Gewehren und Granatwerfern in die Menge. Die Opfer waren Ostleute, so genannt, weil sie östlich des Mekong lebten, im Landstrich zwischen dem Fluß und der Grenze zu Vietnam. Nach kollektiver Anklage hatten die Ostleute mit den Vietnamesen kollaboriert. Etwa 20 000 Menschen wurden über den Fluß nach Westen deportiert. Nur wenige von ihnen sollen am Leben geblieben sein.

Ende 1978 rückten die Vietnamesen in das entvölkerte Gebiet ein.

Auf dem Feld bei Kampong Tschhnang wurden Viraks Brüder Porn, 19, und Sampha, 17, unter der Beschuldigung verhaftet, sie seien Agenten der Vietnamesen. Sie tauchten nicht wieder auf.

In Pnom Penh hatte Boral an einer Massenversammlung teilzunehmen, bevor er in den sicheren Westen evakuiert wurde. Angkar rief zum Kampf gegen den Feind auf.

Am selben Tag, dem 5. Januar 1979, machte sich das ganze Dorf Sambour Meas auf, vor den Vietnamesen zu fliehen. Sukun begriff, daß er sich nun nicht mehr der Kontrolle von Angkar unterstellen mußte. Er weigerte sich, mit auf die Kollektivflucht zu gehen, und versteckte sich mit seiner Familie im Wald. Nach fünf Tagen, als die Kinder vor Hunger weinten, schlich er sich zurück. Das Dorf, in dem sich die fremden Soldaten einquartiert hatten, war friedlich. Einige Bewohner waren wieder da: »Die Vietnamesen wollten für Nahrungsmittel zahlen, aber niemand nahm das Geld, weil es das Geld des Feindes war und weil unsere Leute des Geldes entwöhnt waren.«

Das erste Zeichen der neuen Freiheit waren Plünderungen. Das Volk bediente sich in den Magazinen der Roten Khmer, und auch der verheiratete Mönch Virak raffte Reis, Zucker und Bohnen für die Familie seiner Frau.

Vor der Front der Vietnamesen, die sich unaufhaltsam vorschob, marschierte S.171 Boral in einer Gruppe von 300 jungen Leuten ohne Waffen. So marschierte er den Januar, den Februar, den März und den April hin und her, Angkar gab die Richtung an. Boral: »Wir erkannten keinen Sinn, aber wir gehorchten mit den Füßen bis zum Zusammenbruch. Wir bekamen nur 125 Gramm Reis am Tag zu essen. Geschwächt lagen wir im Wald, und plötzlich lagen wir hinter der vietnamesischen Front.«

Vor der Front hatte Vuthy Soldaten der Roten Khmer, die sich in den Bergen verschanzt hatten, als Essensträger zu dienen. Als die Vietnamesen in Hörweite waren, warf Vuthy den Topf Reis, den er gerade schleppte, weg und schlug sich hinter die Front nach Battambang durch, wo er die Mutter und den Vetter Boral fand.

In den von Vietnamesen besetzten Gebieten machte sich das Volk der Khmer auf die Wanderung. Die Menschen strömten dahin, wo sie gewesen waren, bevor sie die Roten Khmer über das Land verteilt hatten. Sie suchten nach Verwandten, sie suchten ihre früheren Häuser und fanden oft weder die Menschen noch die Gebäude.

Die Geschwister Sauv fanden ihre Cousine Yokhan. Sukun fand die vier, die von 23 Familienangehörigen überlebt hatten. Sein kleiner Bruder On war psychisch zerrüttet. Erst seit die Vietnamesen da waren, traute er sich ganz allmählich, über das gesehene Massaker zu reden. Länger als ein Vierteljahr hatte der Junge geschwiegen, weil Rote Khmer ihm gedroht hatten, er würde, wenn er nur ein Wort sage, auch getötet.

Die von den Vietnamesen eingesetzte Regierung ließ in Unterlagen aus der Roten-Khmer-Zeit forschen. Die Greuel, die sich aus den Akten erschlossen, kamen der Propaganda gelegen, die Vietnamesen hätten Kambodscha befreit.

Den zwangsverheirateten Paaren wurde schnell und unbürokratisch die Scheidung ermöglicht. Men Virak und Sauv Sithan beschlossen, davon nicht Gebrauch zu machen.

Die neuen Machthaber bedrängten die wenigen übriggebliebenen Männer mit Bildung, sich für Ämter zur Verfügung zu stellen. Sukun, Samhuot und Virak verweigerten sich. Den roten Imperialisten wollten sie keinesfalls dienen. Abgesehen davon, war ein Amt in dem politisch zerrissenen Land, wo wieder Guerilla gegen die Besatzungssoldaten und deren einheimische Handlanger kämpfte, geradezu lebensgefährlich. Die Männer zogen in Kampong Tscham einen Handel mit Kuchen auf, den die Frauen buken. Im geldlosen Kambodscha setzte sich die vietnamesische Währung durch.

Die Vettern Boral und Vuthy verabredeten zu fliehen, vor allem deshalb, weil sie fürchteten, von den Befreiern eingezogen zu werden. Am 13. Mai erreichten sie die thailändische Grenze bei Nang Tschang. Dort lagerten unter freiem Himmel etwa 40 000 Kambodschaner, bis zum Morgen des 15. Mai. Boral: »Es kamen über hundert Busse. Wir freuten uns und stiegen ein. Man brachte uns stundenlang nach Norden, dann eine Paßstraße hinauf auf den Gipfel des Berges Preah Vihear. Dort oben stand thailändisches Militär und wies uns nur einen Zwangsweg, den Berg hinunter nach Kambodscha.

»Verzweifelt begannen wir, den steilen Berg hinabzusteigen. Von oben, wo die thailändischen Soldaten waren, hörten wir Schüsse, und von unten, wo die vietnamesischen Soldaten lagerten, kamen ebenfalls Schüsse. Wir hatten Angst und dachten, heute werden wir alle sterben. Vor uns ging eine Mine hoch. Einem jungen Mädchen wurde ein Bein abgerissen. Notdürftig verbunden wurde es mitgeschleppt. Wir stiegen weiter ab. Keiner weiß, wie viele am Berg geblieben sind.«

Die Vertreibung der Menschen vom Preah Vihear hat die Weltöffentlichkeit empört, und aus dieser Empörung wurde politischer Druck. Die Thailänder öffneten den Flüchtlingen schließlich doch die Grenzen.

Boral und Vuthy brauchten zwanzig Tage zurück nach Battambang. Sie mußten um Essen betteln. Aber die Leute, die sie anbettelten, hatten selber kaum Nahrung. Wie besessen von dem Willen, nicht zu verhungern, folgte Boral ein zweites Mal dem Hörensagen, es gäbe Reis an der Grenze. Sein jüngerer Vetter traute sich nicht mit und wanderte auf der Suche nach Nahrung gen Süden. Daß er dort seine backende Verwandtschaft traf, bewahrte ihn vor dem Verhungern.

Boral erreichte Mak Mun, ein Lager, teils auf kambodschanischem, teils auf thailändischem Boden, wo die Widerstandsorganisation Sereika über den Reis gebot, den Hilfsorganisationen abluden. Nach einem Hungermarsch von einem halben Jahr erhielt er zum ersten Mal wieder satt zu essen.

Der Reis zog Ausgehungerte an wie das Licht die Falter: Zehntausende, Hunderttausende, die teils zwischen Landesinnerem und Grenze pendelten, teils sesshaft in Hütten wurden. Um der Guerilla die Menschen zu entziehen und damit die Macht über die Güterverteilung, stoppte das thailändische Militär eine Zeitlang die Nahrungsmittel-Transporte. Wer essen wollte, mußte sich neun Kilometer ins Landesinnere transportieren lassen, in das abgeriegelte Lager Khao I-Dang, von wo aus es keinen Pendelweg nach Kambodscha und keinen nach Thailand gibt. Dort traf als einer der ersten Boral ein. Noch am Nachmittag fand er im Lagerkrankenhaus der Malteser Arbeit als Deutschübersetzer.

Heiligabend 1979: Boral spielte auf der Gitarre Weihnachtslieder. Vor dem Krankenhaus tanzten Khmer und Helfer im Kreis. In dieser Nacht machte S.172 sich Sukun mit dem Fahrrad, hinten in einem Gestell seine beiden kleinen Söhne, auf die Flucht. Ein zweites Fahrrad fuhr der Neffe Vuthy, auf dem Gepäckträger Sukuns Frau Yokhan. Sie flohen vor einer neuen Hungerzeit, vor allem aber flohen sie vor der Aussichtslosigkeit auf Frieden. Zurück blieben weinende Verwandte, die weder Mut noch Kraft noch Räder zur Flucht hatten.

Reisen war wieder verboten. Gepäck hätte verdächtig gemacht. Deshalb hatten die Flüchtlinge nur einige Reiskuchen für die Kinder mit. Die Militärsperren überwandten sie mit der Geschichte, sie seien nur ins nächste Dorf unterwegs zu Sukuns kranker Mutter.

Am siebten Tag kamen sie in eine unwirtliche Gegend, wo es kaum Dörfer gab. Und auch kein Wasser. Sukun: »Die Kinder schrien schließlich vor Durst. Wir fuhren immer schneller und trockneten von innen aus. Endlich kamen wir an eine Stelle, wo es Wasser gab. Aber das Wasser wurde verkauft, und wir hatten kein Geld. Da kaufte uns ein Fremder Wasser.«

Mit den Sperren überwandten die Flüchtlinge Ideologien: Die der vietnamesischen Besatzungsmacht, dann Niemandsland, dann einen Gürtel der Vergangenheit, der von Roten Khmer in chinesischen Uniformen gehalten wurde, dann einen Landstreifen der Weißen Khmer. Entlang der Schwarzmarktroute, entgegen den Reissäcken, fanden die Radfahrer zur Grenze. Neujahr waren sie in Khao I-Dang. Einen Tag später trafen, wie verabredet, Virak mit Frau Sithan und deren Geschwister Phanary und Samhuot ein. Ihr ältester Bruder Menghong schickte seinen neunjährigen Sohn Vanny mit, um Schuld an der Ermordung des jüngeren Bruders zu tilgen.

Da waren sie nun angelangt, in Sicherheit zwar, aber ohne ein Recht, nicht einmal auf Fortbestand dieser Sicherheit. Wer sie waren, konnten sie schon am Eingang auf einem Schild lesen: »Illegal Immigrants«. Sie sind als Flüchtlinge nicht anerkannt. Und nur vorübergehend geduldet. Ihre Hütten dürfen nur Provisorien sein.

Khao I-Dang wird vom Militär mit einem dreifachen Ring abgeriegelt. Das Gelände ist gut zu kontrollieren. Die karge Savanne wurde abgebrannt, die Reste von Landschaft wirken unwirklich wie eine Theaterkulisse, die Trostlosigkeit ausdrücken soll. Vor Sonnenuntergang haben die ausländischen Helfer das Lager zu verlassen.

Nachts werde oft geschossen, berichten die Leute, und immer wieder behaupten sie am Morgen, es habe letzte Nacht Tote gegeben. Offiziell gibt es diese Toten nicht. Offiziell gibt es nur das strikte Verbot für Kambodschaner, das Lager zu verlassen.

Da also waren sie angelangt, die sieben Erwachsenen und drei Kinder. Sie bezogen als Haushaltsausstattung zehn Plastikschalen und Plastikbecher, zehn Blechlöffel, drei Töpfe und drei Wassereimer. Endlich bekamen sie, außer Salz und Öl, satt Reis: pro Tag 500 Gramm für jeden Erwachsenen und 300 Gramm für jedes Kind.

Das eine Pfund Gemüse, das pro Person und Woche ausgegeben wird, ist, wenn es die Endverbraucher erreicht, kein ganzes Pfund mehr. Erst recht die fünfzig Gramm Fisch, die nach UN-Norm pro Person und Tag vorgesehen sind, kommen in der Hütte nicht an. In einer Woche zum Beispiel erhielt jeder eine Dose Makrelen, 141 Gramm, abgepackt in Thailand.

Die Kohlsuppe mit einer Spur von Fisch darin, die ich in der Hütte der Familien Keat, Sauv und Men angeboten bekomme, ist das Gegengericht zu den Austern, wie Schmuckstücke in Nischen eines buntbeleuchteten Eisberges arrangiert, von denen ich angeboten bekam, als ich im Bangkokker »Oriental Hotel« in eine thailändische Gesellschaft geriet. Ein Mann im weißen Dinnerjacket erwähnte beiläufig, derzeit würden viele Feste gefeiert dank des vielen Geldes, das durch die Flüchtlingshilfe hereinkomme. Nicht, daß die Leute korrupt seien, nein, nein, man verstehe eben, zu verdienen.

Daß nur Arme an den Ärmsten im Lager verdienen, dafür sorgt das thailändische Militär. Hunderte von Thais kommen allmorgendlich in Seelenverkäufern von Fahrzeugen gefahren, stellen sich in langen Schlangen an und schleppen, was sie nur tragen können, zu Fuß durch die Militärkontrollen.

Was so im Ameisenhandel auf den Lagermarkt kommt, ist teurer als in der nahen Grenzstadt Aranjapraphet, wo wiederum, seit der Troß der Hilfsorganisationen dort lagert, vieles teurer geworden ist und eine Atmosphäre herrscht,

die man kennt: aus den Goldgräberstädten der Western-Filme, nur daß in der Tag und Nacht lärmkreischenden S.174 Stadt kein Goldfieber herrscht, sondern Gier nach den letzten Werten der Kambodschaner. Eine halbe Million Flüchtlinge hält sich in der Umgebung auf, da ist noch einiges zu holen. Zum Beispiel von Vuthy der Brillantring der Mutter oder von den Verwandten eine goldene Kette.

Besser essen, das werden sie durch den Schmuck noch eine Weile können. Erträglich leben aber, das kann man wohl kaum in diesem Ghetto voller rotem Staub, der sich überall hinlegt, der die Menschen husten läßt, ihnen in den Augen brennt und noch nicht einmal abzuspülen ist. Wasser ist zu kostbar. Morgens und abends zwei Eimer Wasser für die zehn Menschen -- das reicht zum Trinken und zum Kochen, aber nicht für jeden zum Waschen.

Es ist ein beengtes Leben im Lager, ein Dahinleben ohne Perspektive. Aus dem Weltinteresse sind die Kambodschaner wieder verschwunden. Sie gibt es nur noch als Erinnerung, als Bild von Menschen, die nicht mehr Menschen glichen, sondern hautumspannten Skeletten. Diese Menschen gaben der Katastrophe von Kambodscha das Gesicht, und diese Gesichter holten Hilfe. »Come here, Willy, this is a terrible shot« -- der Ruf nach dem Photographen wird noch zitiert zum Gedenken daran, wie der Journalismus das Hungersterben in Griff bekam und vermarktete.

Diese Gesichter vor dem Tod gibt es nicht mehr in Khao I-Dang. Die Intensivstation für Unterernährte ist halbleer. Photogen wird nicht mehr gestorben. Die Kehrseite davon ist, daß sich die Hilfe auf das allernotwendigste Maß normalisiert hat. Für die Sensationslosigkeit wird nicht gern gegeben.

111 662 Menschen lebten in Khao I-Dang, als das Lager für weitere Flüchtlinge geschlossen wurde. An dem Tag, dem 29. Januar starben vier Menschen, und es wurden 24 Kinder geborenen, mehr als fünfmal soviel wie bei einer solchen Bevölkerungszahl in Westeuropa üblich wäre.

Es sind Kinder, die nach dem Einfall der Vietnamesen in Kambodscha gezeugt wurden. Als die Angst vorbei war, kehrte bei vielen Frauen die Fruchtbarkeit zurück. Erst recht durch die bessere Ernährung im Lager setzten jahrelang ausgebliebene Zyklen wieder ein, unter Beschwerden, die Ärzte der westlichen Zivilisation zuerst nicht deuten konnten, bis sich ihnen allmählich die seltsame Verflechtung von Biologie und Politik erschloß.

So werden in nächster Zeit noch viel mehr Kinder, Lagerkinder, geboren werden. Sithan, im siebten Monat schwanger: »Unsere Kinder werden die ermordeten Kinder nicht ersetzen, unsere Kinder werden in unsere Zukunftslosigkeit geboren, und doch sind unsere Kinder unsere Hoffnung.«

Ende

S.157In einem von Roten Khmer beherrschten Flüchtlingslager; der Jungewurde von thailändischen Soldaten befreit. Er wäre sonst vermutlichgetötet worden.* **S**